

Das Boot Pan

von Eva Siewert

aus: Die Erzählung. Zeitschrift für Freunde guter Literatur 1948 (Jg. 2), Nr. 6, S. 21-22.

Es war ein Apriltag, der ihm Heimweh nach den Booten machte. In früheren Jahren hatte man sie um die Osterzeit aus ihrem Winterschlaf erweckt, ans Licht gezogen, das noch nicht so satt und hitzeblimmernd war wie später, sondern mehr hingewischt und windgestört, hatte sie ihrer Sarghülle entkleidet und ihren Holzleib abgeschmirgelt, bis der Schweiß auf der Stirne stand. Dann kam der schönere Teil der Arbeit: der Boden wurde mit leuchtend grüner Unterwasserfarbe bestrichen. Klebrig war sie und roch herrlich wie alle Farben. Die Flanken und die oberen Teile kriegten Lack. Den pinselte man am besten. Es war ein Genuß. Es roch nach frischem Leben.

In diesem Jahre wie schon in den letzten gab es solche Dinge nirgends. Dennoch mußte er jetzt auf den Autobus steigen und zum Bootshaus fahren. Er hatte einen Brief von Hans in der linken Innentasche des Jacketts stecken, darin stand: Natürlich darfst du das Boot als dein eigen betrachten, nachdem keine Hoffnung mehr besteht, daß von meinen Schwestern je wieder ein Lebenszeichen kommt, dein Boot verbrannte, und ich vorläufig nicht nach Deutschland zurückkehren werde.

Er mußte sich also mal um dieses Boot kümmern. Pan hieß es, weil die beiden Mädchen damals, als sie es anschafften, nur noch Geld für drei Metallbuchstaben besaßen, und Pan ein hübscher Name war.

Der Autobus ratterte über die wohlbekannte Landstraße. Jetzt kam gleich die S-Kurve. Dann dauerte es nur noch eine Viertelstunde, bis er im Bootshaus stand.

Der Bootsvater war auch nicht jünger geworden. Wie immer in all den früheren Jahren klagte er über seine Galle. Jahrelang hatte seine Frau ihn pflegen müssen und war doch noch vor ihm weggestorben.

„Ich habe keinen Schlüssel zum Bootsschrank“, sagte er. „Den hatten die Mädchen wohl bei sich, als sie vor vier Jahren verhaftet wurden. Sollen wir aufbrechen?“

Sie brachen das Vorlegeschloß ohne große Mühe auf. Es roch feuchtdumpfig im dunklen Bootsraum, an dessen dunkelstem Ende die schmalen Metallschränke standen. Nun hielt er Trainings- und Badeanzüge, Sportblusen und breitkrepelige Stohhüte zum Schutz gegen das Sonnenlicht in Händen, diese Sachen, die noch vor kurzem von zwei lebenden Mädchen getragen wurden, von deren Tod man nichts Genaues wußte.

„Hier riecht es sehr muffig“, murmelte er, und die stickige Luft legte sich wie ein Alb über seine Brust. „Warum öffnen Sie die Tore nicht und lassen Luft und Licht herein?“

„Das kann man ja machen“, entgegnete der Bootswart und tat es. Der Mann am Schrank entdeckte nun, daß die Motten gute Arbeit geleistet hatten. Nur die Segeltuchschuhe und die Strohhüte waren verschont geblieben und der Lederlappen, mit dem Pan abends bei der Heimkehr abfrottiert wurde. Der Spirituskocher war stark angerostet, sodaß sich der Schraubverschluß nur mit Mühe öffnen ließ. Es war sogar noch etwas Spiritus drin. In den Tassen lag Staub. Bootschränke schließen nicht fest.

Diese blau-rot-weiß gestreifte Bluse hatte er ihr wohl einmal zum Geburtstag geschenkt. Er entsann sich mit peinlicher Deutlichkeit des trostlosen Tages. Sie waren tief ins Schilf gefahren, und er hatte unentwegt von einer anderen gesprochen. Sie nahm es hin mit jener mütterlichen Geduld und Ruhe, die genau weiß: er kommt ja doch immer wieder zu mir zurück. Aber sie war sehr

blaß, sehr ernst und sehr schweigsam den ganzen Geburtstag über, obwohl der in die schönste Jahreszeit fiel und über ihnen ein wolkenloser Himmel stand.

Er legte die Bluse auf den Bügel zurück und drückte die Schranktür heftig zu. Dann trat er zu Pan. Er lupfte zaghaft den weißen Bezug, dessen Bänder sich gelockert hatten. Die drei Metallbuchstaben glänzten matt, aber man konnte sie noch genau erkennen: P-A-N. Er strich mit der Spitze des Zeigefingers darüber hin. Im Bootskasten fand er ihre Sonnenbrille. Da traten ihm plötzlich die Tränen in die Augen.

Er räusperte sich und ging zum Bootsvater: „Wird es denn möglich sein, das Boot zu benutzen? Es leckte vor vier Jahren schon mächtig. Woher soll man Farben und Lack kriegen?“

„Werfen sie es einen Tag lang ins Wasser. Vielleicht hilft es. Vielleicht auch nicht. Man muß mal sehen.“

„Ich glaube kaum, das hat schon die Jahre vorher nicht recht geholfen. Es ist ein altes Boot. Man sollte es das Gnadensbrot essen lassen. Wieviel Standmiete ist denn inzwischen aufgelaufen? Ich möchte das gern bezahlen.“

Sie gingen in das kleine Zimmer des Bootsvaters. Es sah genau wie früher aus. Unordentlich, verstaubt, mit ungeputzten Scheiben und doch behaglich. Das Ofenrohr lief quer durch den Raum. Der Bootsvater rechnete über seinem alten Kontobuch.

„Ich werde Ihnen sechzig Mark für die ganze Zeit berechnen. Sie können ja nichts dafür.“

Er bezahlte und erklärte dann, er wüßte doch nicht, wann er wieder herauskommen könnte, denn er hätte immer viel Arbeit, auch sonntags.

„Wollen Sie das Ding nicht verkaufen? Die Besatzungstruppen nehmen Ihnen so ein Boot noch gerne ab. Die können es auch wieder herrichten. Da erfüllt es doch noch seinen Zweck.“

Nein, er wollte es nicht verkaufen. Die Mädchen hatten kein Grab. Dies hier war ihr Friedhof. Von Zeit zu Zeit würde er hinausfahren und Pan streicheln. Nur den Bootsschrank wollte er meiden.

Als er wieder in seine Wohnung trat, kam es ihm so vor, als kehrte er von einer sehr weiten Reise zurück. Als wäre er jahrelang in seiner Heimat gewesen und jetzt käme er in die Fremde wieder. Die Zimmer sahen ihn feindselig an. Auf der Frisiertoilette im Schlafzimmer lagen Hut und Handschuhe seiner Frau. Sie selbst war nicht zu Hause. Er blieb da stehen, und die drei Gegenstände rührten ihn. Sie war dadurch viel gegenwärtiger, als wenn sie leibhaftig im Zimmer gestanden hätte. Er nahm einen Handschuh hoch und schnupperte daran. So hatte er als kleiner Junge immer festgestellt, wer alles zu Besuch bei seiner Mutter war, wenn er von der Schule oder vom Sportplatz nachhause kam.

Er trat zu ihrem Nachttisch. Da stand ein kleines Bild von ihm, genau so wie er sich das als kleiner Junge schon immer gewünscht hatte, wenn er an den Schreibtisch oder Nachttisch seiner Mutter trat. Aber da hatten immer andere Bilder gestanden. Bilder von fremden Männern, die er haßte. Zwar wechselten sie oft. Aber er haßte sie gleichmäßig und ohne Unterschied. Sein Bild hätte dort stehen sollen.

Damals hatte er jenes trotzige Gelübde getan: wenn ich groß bin, werde ich die Bilder dieser fremden Männer vertreiben und mein Bild an ihre Stelle setzen. Er hatte es redlich und mehrfach erfüllt. Es nutzte nichts. Die Traurigkeit war immer noch stärker als das Frohlocken. Er nahm sein Bild fort und legte es in irgendeine Schublade, mit dem Gesicht nach unten.

Wir leben nun, dachte er, und Pan lebt noch. Auch die Seen liegen da draußen in ihrem alten Glanz, und die Wellen spülen alles fort. Sie tragen auch die Boote immer wieder, es sei denn, daß die Boote leck wären. Und das war der Fall mit Pan.